

James W. Nichol

AUSGESETZT

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Silvia Visintini

Knaur Taschenbuch Verlag

Die kanadische Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel »Midnight Cab«
bei Alfred A. Knopf Canada, Toronto

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2011
Dieser Titel ist bereits unter der Bandnummer 62828 erschienen.

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2002 by James W. Nichol

Copyright © 2005 für die deutschsprachige Ausgabe
bei Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Maria Hochsieder

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Mauritius Images

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50880-0

2 4 5 3 1

Für Judi

I

1995

Der dreijährige Walker Devereaux steht an einer Straße, auch wenn er zu klein ist, um sie zu sehen. Hohes Gras umgibt ihn, Gras von der gelbbraunen Farbe einer Löwenmähne in der späten Nachmittagssonne. Hin und wieder rauscht ein Auto vorbei.

Er hält sich mit aller Kraft an einem Quadrat eines Maschendrahtzauns fest und schaut unverwandt hindurch, auf noch mehr Gras, das steil einen Hang hinaufwächst, auf silbriges Moos weiter oben und hoch aufragenden schwarzen Fels.

»Halt dich fest«, hatte sie geflüstert, »halt dich ganz fest.« Ihr Schatten über ihm, ihr dunkles Haar, das herabfiel und sein Gesicht bedeckte, ihr warmer Atem an seinem Ohr.

Aber er hielt sich ja schon fest, so fest, dass der Draht in seine Hand einschnitt, so voller Angst vor etwas oder jemandem, dass er es nicht wagte, seine Augen von diesem Quadrat und dem Gras abzuwenden. Und dann war sie verschwunden.

Der rostige Draht färbt seine Hände orange, die Nachmittagssonne wird kälter. Er beginnt zu schwanken. Der Berg beugt sich über ihn, das hohe Gras marschiert wie eine Armee an ihm vorbei, schwatzend, die Fahnen zum Himmel gestreckt. Er konzentriert sich noch immer auf das Geräusch näherkommender Fahrzeuge, jedes bringt ihm die Mutter zurück, jedes fährt vorbei.

Und dann bleibt eines stehen.

Er hört, wie eine Autotür zugeschlagen wird. Sein Herz macht einen Sprung, aber er kann sich nicht umdrehen, um hinzusehen, er ist schon Teil des Zauns. Er kann sich nur mehr daran festklammern, den Hang hinaufstarren und warten.

Eine Männerstimme ertönt. »Was hab ich gesagt? Komm herauf. Schau dir das an.«

Er hört den Mann durchs Gras rascheln. Ein aufgedunsenes rotes Gesicht taucht aus der Düsternis auf, verharret schwebend neben seinem Ohr.

»Lass den Zaun los, Junge«, sagt das rote Gesicht.

Aber er kann nicht, so sehr er es auch versucht, und so muss der Mann jeden seiner Finger einzeln vom Drahtgeflecht lösen, einen nach dem anderen.

»Menschenskind«, sagt der Mann.

So hatte alles begonnen. Das war das erste, woran der neunzehnjährige Walker Devereaux sich erinnern konnte. Er war ausgesetzt worden: nicht bei einem Freund oder dem Jugendamt abgegeben oder notfalls in irgendeinem schäbigen Motelzimmer »vergessen«, sondern am Straßenrand abgeladen wie ein lästiges Hundebaby. Und immer die Frage, die schmerzliche Frage, *warum?*

Der Bus machte einen Ruck. Der Verkehr floss immer langsamer, eine ununterbrochene Kette von Autos, Wohnmobilen und Bootsanhängern. Wochenendausflügler, die sich an einem Sonntagabend wieder nach Toronto hineinzwängten.

Walker sah aus dem Fenster. So viele Leute, Großstädter. Schon kam er sich vor wie das letzte Landei.

Er sah auf seine abgewetzten Jeans hinunter. Am rechten Knie war ein Riss, aber in seinem Fall war das kein Tribut an die Mode, sondern einfach nur ein Riss.

Er versuchte, die Beine auszustrecken, ohne die Frau mittleren Alters zu berühren, die sich in den Platz neben ihm gequetscht hatte. An die sechzehn Stunden waren sie so nebeneinander gesessen, gelegentliche Berührungen waren unvermeidlich gewesen, aber gesprochen hatten sie so gut wie nichts. Einmal hatte sie ein Taschentuch herausgezogen und sich ein paar Tränen abgetupft. Walker hatte nicht gewusst, was er sagen sollte, also hatte er nichts gesagt. Er hatte angenommen, sie sei einsam, weil er einsam war, ohne seine Adoptivfamilie, ohne seine Freunde. Und ohne Cathy.

Eines musste man seiner Familie lassen, da hielten alle zusammen. Am vergangenen Abend hatten sie eine Riesenfete für ihn veranstaltet, und auch am nächsten Morgen waren sie – alle außer seiner Mutter und seinen drei jüngeren Schwestern verkatert und mit Brummschädeln – ganz früh angetreten, um in der strahlenden Morgensonne tapfer mit ihm auf den Bus aus Thunder Bay zu warten.

Und als der herankam, überhäufte ihn alle seine sechs Schwestern mit guten Tipps für das Überleben in der Großstadt, als ob sie eine Ahnung davon hätten, seine drei Schwäger schüttelten ihm die Hand, und Gerard Devereaux, sein ganzes Leben ein Waldarbeiter, sein ganzes Leben ein Trinker, schwieg wie immer inmitten der Weiberkakophonie, aber er sah Walker tief in die Augen, als ob er nicht damit rechne, ihn allzu bald wiederzusehen. Auf einmal fühlte er die Arme von Mary Louise Devereaux um seinen Hals und ihre Lippen fest auf seiner

Backe und seinen Lippen; sein bester Freund Stewey half ihm, seine Sporttasche im Bauch des Busses zu verstauen, und all seine Freunde und seine ganze Familie scharten sich um ihn und sagten, viel Glück, Walker. Viel Glück! Nur Cathy war weggeblieben. Und das hatte ihn auch nicht überrascht. Eines Nachts, als sie in seinem alten Pick-up saßen, hatte sie gesagt: »Walker, das hat alles nichts mit mir zu tun.«

»Du könntest mitkommen«, hatte Walker gesagt, und es eigentlich nicht gemeint. »Was von der Welt sehen.«

»Blödmann«, hatte sie gesagt und sich weggedreht.

Er hätte sie küssen können. Flüstern können: »Ich will dich nicht verlieren.« Er hätte ihren köstlichen Duft einatmen können, zusammen mit dem Parfüm, das sie sich immer hinters Ohr tupfte und das ihn verrückt machte. Er hätte sie noch einmal an sich ziehen, ihre Brüste mit seinen Händen umfassen und flüstern können: »Wir können gehen, wir können bleiben. Hauptsache, wir sind zusammen, Cath«, und die Autoscheiben hätten sich noch einmal mit ihrem Atem beschlagen. Aber er tat nichts davon. Weil es um mehr ging als um sein Verlangen, die Welt zu sehen. Er hatte etwas entdeckt. Etwas, von dem er niemandem erzählen wollte.

»Ich gehe, Cath«, hatte er gesagt.

2

1961

Bobby rieb seine Nase am Fliegengitter im Fenster. Das fühlte sich gut an. Beruhigend. Auf und ab. Auf und ab. Er konnte seinen Vater im Gartenpavillon sitzen sehen. Nicht als Ganzes, nur seine Beine in den Leinenhosen, die so weiß waren, dass Bobby die Augen weh taten. Und dann bewegte sich sein Vater, schlug einen riesigen zweifarbigen Schuh über den anderen, die Schnürsenkel zu Schleifen gebunden, das weiße Leder nicht ganz so weiß wie seine Hosen, das braune Leder genau in der Farbe seiner Socken. Tief unter sich sah Bobby, wie seine Mutter durch den Garten ging und die fächerförmigen Stufen zu seinem Vater hochstieg. Sie trug ein Tablett. Gläser blinkten, Eis klirrte.

Sie stand einen Augenblick da, ihr Kopf vom Dachgesims abgeschnitten, ihr Körper bedeckt mit Blumen, die sich auf einem transparenten Stoff wiegten, durch den Bobby hindurchsehen konnte.

Sein Vater war bei der Arbeit. Er war immer bei der Arbeit. Meistens war er irgendwo weit weg, aber manchmal arbeitete er unten in dem Zimmer, das nach Zigarren roch, und Bobby musste leise sein. Manchmal saß sein Vater draußen.

Bobby hörte seine Mutter plappern. Plapper. Plapper. Schließlich setzte sie sich auf die Stufen, ihr Gesicht unscharf im späten Sommerlicht. Sie sprach nicht mehr,

sondern sah einfach vor sich hin. Jetzt fuhr sie sich mit der Hand über den Mund, hin und her.

Und auch Bobby rieb seine Nase sanft am Fliegengitter. Hin und her. Hin und her.

Plötzlich stand seine Mutter auf, ging über den Rasen und war verschwunden.

Die Beine seines Vaters blieben weiß und unbeweglich, die Falten in seinen Hosen messerscharf.

Bobby presste seine Nase fester auf das warme Drahtnetz. Leise, ganz leise riss es weit auf. Er kletterte hinaus auf das Fensterbrett und saß da, von grünen Efeublättern umrankt, seine runden Beinchen in den gelben Pyjamahosen hingen hinunter.

Die langen weißen Beine seines Vaters bewegten sich immer noch nicht.

Bobby ließ los und fiel durch einen langen grünen Efeutunnel, stürzte auf den darunter liegenden Steingarten und die Sträucher zu. Er ging über den Rasen zum Pavillon. Da stand sein Vater auf und trat auf die oberste Stufe, um ihn zu empfangen, und sein gebräuntes Gesicht verzog sich zu seinem berühmten Lächeln, die Zähne so weiß wie die eines Filmstars, und er staunte über seinen Sohn, über seine Tapferkeit, seine Unverwüstlichkeit. Jeden Moment würde er ihn jetzt hochheben und Bobby an seine kratzige Backe drücken, der Duft seines Eau de Cologne würde Bobby zu Kopf steigen und ihn in Geborgenheit, Schläfrigkeit, Glückseligkeit wiegen.

Bobby rieb sich die Nase am Fliegengitter wund. Die Beine seines Vaters hatten sich nicht bewegt.

Bobby berührte seine Nasenspitze mit dem Finger. Es tat weh.

3

Walker hatte die Adresse einer Jugendherberge in der Church Street. Dort wollte er ein, zwei Nächte schlafen, bis er eine dauerhafte Bleibe gefunden hatte. Sobald er sich irgendwo niedergelassen hätte, würde er sich eine Arbeit suchen. Er hatte zweihundert Dollar Bargeld in der Brieftasche und zweitausend Dollar in Reiseschecks. Seine Mutter war beinahe in Ohnmacht gefallen, als er ihr gesagt hatte, dass er sein Konto komplett plündern würde.

»Um Himmels willen, nimm doch nicht das ganze Geld mit. Eröffne ein Konto bei einer Bank in Toronto und lass dir das Geld überweisen. Die werden dich ausrauben und umbringen, noch bevor du richtig angekommen bist!«

Aber Walker blieb stur. Er wollte nicht das ganze Theater mit der Bank, er würde sofort acht-, neunhundert Dollar für die erste Monatsmiete und die Kaution brauchen, und wenn er auch ein paar Tage auf seinem mitgebrachten Bettzeug auf dem Boden schlafen und in einer Kneipe essen konnte, würde er sich doch bald ein richtiges Bett anschaffen müssen, und einen Topf und einen Wasserkocher und einen Löffel und ein Messer und ...

»Wird schon schiefgehen, Mom«, hatte er gesagt und seine Hand auf die ihre gelegt.

Ein altes chinesisches Pärchen ging Arm in Arm über die Kreuzung in der Nähe des Busbahnhofs. Sie sahen Walker nicht an. Sie sahen niemanden an. Walker sollte in den nächsten paar Tagen lernen, dass einen in der Stadt, mit

Ausnahme von Nutten, Schnorrern und Irren, selten jemand ansah.

»Können Sie mir vielleicht sagen, wo die Church Street ist?«, fragte Walker.

Die alte Frau zog ihren krummbeinigen Gemahl nahe an sich heran und ging weiter. Der Mann sah auf, ein plötzlich zahnloses Lächeln glitt über sein Gesicht, und er deutete über seine Schulter.

»Danke«, sagte Walker.

Er überquerte die Straße und ging in die angezeigte Richtung, nach Osten, obwohl er das nicht wusste. Er schritt in lockerem Gang dahin, froh, seine Glieder wieder strecken zu können. Die warme Stadtluft füllte seine Lunge und roch seltsamerweise schwach nach frisch gebackenem Brot. Er hatte nicht daran gedacht zu fragen, ob die Church Street zwei oder zwanzig Häuserblocks entfernt war. Er hatte einfach angenommen, dass sie, wo sie auch sein mochte, auf jeden Fall zu Fuß erreichbar wäre. Er war auf eisverkrusteten Schneeschuhen meilenweit durch Erlengestrüpp und über gefrorenes Sumpfland marschiert, hartnäckig der Route folgend, entlang der Gerard Devereaux gerne Fallen aufstellte, um sich ein Zubrot zu verdienen. Durch eine Stadt zu wandern, egal wie weit, musste ein Kinderspiel sein.

Als die Unterlagen über Walkers endgültige Adoption angekommen waren, im Juni vor seinem dreizehnten Geburtstag, hatte die Familie Devereaux eine Party gegeben. Seine kleinen Schwestern hatten ihm witzige Geschenke gemacht, wie zum Beispiel eine Dose Schälerbsensuppe, weil er ja jetzt halb Frankokanadier (väterlicherseits) war, und eine Schachtel Tee, weil er zur anderen Hälfte Anglo-

kanadier (mütterlicherseits) war. Seine älteste Schwester hatte ihm eine große, blaue selbstgestrickte Babymütze geschenkt. Walker hatte sich bei ihr bedankt und sich die Mütze über den Kopf gezogen. Jeder hatte eine Rede gehalten, überraschenderweise sogar Gerard.

Als er jetzt an den beleuchteten Schaufenstern vorüberging, hatte Walker ein schlechtes Gewissen. Seit Wochen hatte er ihnen Lügen darüber aufgetischt, warum er nach Toronto wollte, hatte etwas von rauskommen, seinen Horizont erweitern, Unabhängigkeit testen dahergeredet.

In Wahrheit war er nach Toronto gekommen, um seine richtige Mutter zu suchen – die, die sich vor sechzehn Jahren über ihn gebeugt hatte, die dunkle Schattenfrau, die rätselhafte Erscheinung, die ihm ins Ohr geflüstert hatte: »Halt dich fest, halt dich ganz fest.«

Letzten Sommer – am Tag, nach dem Walker seinen achtzehnten Geburtstag gefeiert und damit das gesetzliche Mindestalter erreicht hatte, um Einblick in seine Akte im Büro des Jugendamts in Sudbury nehmen zu dürfen – hatten er und Stewey sich in Walkers verrosteten Pick-up gesetzt und auf den langen Weg nach Sudbury gemacht. Irgendwie schien es angebracht. Eine Art Volljährigkeitsritus.

Das Jugendamt war in einem alten zweistöckigen Gebäude aus gelben Ziegeln mit Reihen kleiner Fenster. Die Kinderzeichnung eines windschiefen Hauses, aus dessen Schornstein Rauchwölkchen schwebten, klebte an der gläsernen Eingangstür. Walker erkannte das Gebäude nicht wieder, obwohl er wusste, dass er zumindest einmal schon hier gewesen war, nämlich als er drei war.

Heather Duncan erkannte er jedoch, und sie ihn. Er hatte

in der vergangenen Woche angerufen, und sie wusste, dass er kommen würde. Trotzdem sagte sie, dass sie ihn überall wiedererkannt hätte. Sie stand kurz vor der Pensionierung – ihr Haar war nun nicht mehr braun, sondern stahlgrau –, aber ihre Augen hinter den Gläsern mit dem Schildpattgestell waren die alten, ebenso ihre herzhaft umarmung.

Ihm war klar, dass sie Stewey ein wenig lächerlich vorkommen mussten. Walker war nämlich mit seinen einundneunzig einen ganzen Kopf größer als sie, so dass sie sich das Gesicht an seiner Brust platt drückte. Aber es war Walker egal, was Stewey dachte, auch er drückte Heather an sich. In all den Jahren, die er in Sudbury in Pflege gewesen war, war sie seine Fürsorgerin gewesen. Er war auf ihren Schoß geklettert, hatte sich an ihre Hand geklammert, wenn sie ihn zu neuen Pflegeeltern brachte, und dann wieder zu neuen Pflegeeltern – fünf Pflegefamilien in acht Jahren.

»Warum kann ich nicht bei dir bleiben?«, hatte er mehr als einmal gefragt.

»Gegen die Vorschriften«, hatte sie geantwortet. »Aber mach dir keine Sorgen. Ich werde nicht zulassen, dass dir was passiert.«

Was sich als nicht ganz richtig erwies, denn in der ersten Familie drückten ein paar Kinder seinen Kopf in die Toilette, in der zweiten zog ihm sein Pflegevater eins mit der Gürtelschnalle über und in der dritten steckte ihm ein Mädchen, das gerade eine schlimme Pubertätskrise durchmachte, Stifte in den Po.

Aber er erzählte niemandem davon, niemals. Er wurde einfach schwer erziehbar, weshalb ihn Heather Duncan

immer wieder ins Auto setzen und woanders hinbringen musste.

Sie tat ihr Bestes. Sie küsste ihn auf die Wange. Sie schenkte ihm Kaugummi. Sie war seine beste Freundin.

Sie weinte sogar, als die Familie Graziano beschloss, über dreihundert Kilometer weiter nach Norden zu ziehen, nach Thunder Bay. Und weil sie die besten Pflegeeltern waren, die er jemals gehabt hatte, und weil er dieses Jahr in der Schule in so gut wie keine Rauferei verwickelt gewesen war, hatte das Jugendamt beschlossen, dass er mit den Grazianos dort hinauf ziehen sollte. Da war er elf gewesen und Mündel des Staates.

Heather Duncan fragte ihn, ob er wirklich gehen wolle, und Walker dachte eine Weile intensiv nach, die Anstrengung deutlich sichtbar in seinem Jungengesicht. Er dachte an all die winzigen Schlafzimmer in all den verschiedenen Häusern, all die Kinder- und Stockbetten. An die Angst und die Auseinandersetzungen, die versteckten Drohungen, er solle brav sein, sonst werde er schon sehen, die feuchtföhlichen Partys, das gefühlsduselige Abgeknutschte, das unerforschliche Kommen und Gehen der Erwachsenen. Er dachte daran, dass er nie sicher sein konnte, was im nächsten Augenblick mit ihm geschehen würde. Er sagte ja.

Leider wurde Mr. Graziano fast zeitgleich mit ihrer Ankunft in Thunder Bay arbeitslos. Eines Abends stieß er seine Frau, die eine vierte Schwangerschaft nicht zu verhindern gewusst hatte, durch das Glas der Eingangstür. Überall war Blut. Wieder einmal wurde Walker von der Fürsorge abgeholt und diesmal zu Gerard und Mary Devereaux nach Big River geschickt, einer kleinen Stadt süd-

lich von Thunder Bay. Das war mitten im Winter, und die Schneewehen waren höher als Heather Duncans Auto.

Walker blickte aus dem vereisten Fenster auf sein nächstes neues Zuhause. Es war ein hohes, altes, weißgestrichenes Schindelhaus, und davor standen drei Schneemänner im Kreis. Einer hatte einen weichen Filzhut auf, der nächste, etwas kleiner, eine Baseballmütze und der kleinste einen Kohlkopf. Auf den Rest der Welt machten sie den Eindruck, in ein äußerst wichtiges Gespräch vertieft zu sein. Walker, der sich an einen alten Pappkoffer mit all seinen Anzihsachen, seiner Zahnbürste und den Comic-Heften klammerte, riskierte ein Lächeln.

Jetzt telefonierte Heather Duncan. Jemand solle herunterkommen. Walker Devereaux sei soeben mit einem Freund – dabei hielt sie inne und taxierte Stewey mit einem kurzen professionellen Blick, als ob sie prüfen müsse, ob er ein guter Umgang sei oder nicht – aus Big River angekommen.

Sie tätschelte Walker die Wange und drohte ihm mit der Höchststrafe, sollte er sich nicht noch einmal bei ihr blicken lassen, bevor er ging. Sie wollte ihn und Stewey am Abend zum Essen ausführen. Walker sagte, das sei ein verlockendes Angebot, Stewey pflichtete ihm bei, und damit wandte Heather Duncan sich um und verschwand auf dem Flur.

»Die ist nett«, musste Stewey zugeben.

Walker fischte Zigarettenpapier aus der Tasche. Er war nervöser, als er gedacht hätte.

Stewey wusste alles über Walker, zumindest alles, was Walker ihm erzählen konnte. Sie waren beste Freunde geworden, bald nachdem Walker bei den Devereaux' einge-

zogen war. Stewey und seine Bande hatten ihm nach der Schule aufgelauert. Stewey hatte sich auf seinen Rücken gesetzt, ihm Schnee in den Kragen gestopft und fröhlich verkündet, dass er ihm den Schädel einschlagen werde.

Auf einmal, und Stewey konnte später nicht sagen, wie es zugegangen war, saß nicht mehr er auf diesem mageren Bürschchen mit dem rabenschwarzen Haar, sondern der auf ihm, und eine kleine Faust mit harten Knöcheln raste mit Lichtgeschwindigkeit auf sein Gesicht zu.

Als das Blut aus Steweys Nase schoss, sprang Walker auf, durchbrach den Kreis der verwunderten Kinder und raste wie ein Juwelendieb die schneebedeckte Straße zurück zum Haus der Devereaux'.

Zwei Wochen lang stieß Stewey unheilvolle Drohungen aus. Es gab nichts, was er Walker nicht antun würde. Den Schädel würde er ihm mit einem Baseballschläger einschlagen, beide Arme würde er ihm brechen, den Pimmel würde er ihm abschneiden und an Harvey Chesters Hund verfüttern. Aber etwas war dran an der Art, wie Walker einfach weiterging, den schwächtigen Körper locker und doch gespannt wie eine Stahlfeder; und wie er, als Stewey und seine Bande sich vor ihn hinstellten, so dass er nicht vorbeikam, nicht an ihnen vorbeischaute, sondern Stewey unverwandt in seine hellblauen Augen sah. Das machte Stewey Angst, aber auch neugierig. Vor allem aber war es das Schweigen, das es ihm angetan hatte, die abgrundtiefe Stille, die Walker zu umhüllen schien, als bewege er sich, ja *sei* eigentlich anderswo, auch wenn er direkt vor einem stand.

So kam es, dass Stewey eines Tages, statt zu drohen oder den knallharten Burschen zu mimen, einfach »Hi« sagte,

was Walker mit »Hi« beantwortete. Ein paar Tage später lehnten sie in der Pause plötzlich nebeneinander an dem alten Bretterzaun. Sie sagten zwar nichts, aber sie rückten auch nicht voneinander ab. Und eines Tages gingen sie gemeinsam nach Hause, und Stewey erzählte Walker, wie sehr er seinen Vater hasste, weil sein Vater eine Freundin in Terrace Bay hatte, und alle Bescheid wussten außer seiner Mutter. Walker nickte und sagte: »Hört sich nicht gut an.« Und sie wurden Freunde.

Die Person, mit der Heather Duncan telefoniert hatte und die jetzt rasch die Treppe herunterkam, entpuppte sich als die Hüterin der ruhenden Klientenakten im Bezirk Sudbury. Darüber hinaus erwies sie sich als nicht viel älter als Walker und Stewey und Besitzerin langen rötlichen Haares, herrlich runder brauner Augen sowie einer hinreißenden Figur, die in diesem Augenblick gerade in einem blassgelben Hosenanzug Staat machte.

Steweys sommersprossiges Gesicht und sein knallrotes Haar leuchteten noch eine Spur heller, als er sich Carolyn McEwan als L.H. Stewart, Testpilot und bekannter Philanthrop aus Big River, vorstellte. Sie lächelte sehr nett, lachte beinahe und fragte die beiden, ob sie wohl mit ihr kommen würden.

»Ich schon«, sagte Stewey.

Auf dem Weg hinauf in den zweiten Stock wandte sie sich alle paar Stufen zu ihnen um und fragte, wie die Fahrt gewesen sei, wie es in Big River aussehe und ob es diesen Sommer da oben geregnet habe, die Wälder um Sudbury seien nämlich ganz ausgetrocknet.

Walker war klar, dass sie sich umdrehte, weil sie sich bewusst war, dass zwischendrin zwei Augenpaare wie

Laserkanonen auf ihr Hinterteil gerichtet waren, und ihr das unangenehm war. Das machte sie ihm sympathisch. Er zwinkerte Stewey zu, und es wurde ihm etwas leichter ums Herz, seine Beine fühlten sich nicht mehr so hölzern an, und es gelüstete ihn nicht mehr ganz so stark nach der selbstgedrehten Zigarette in seinen feuchten Händen, die er hier drinnen sowieso nicht rauchen konnte.

Etwas wirklich Wichtiges würde in seiner Akte nicht stehen. Die Polizei hatte monatelang nach seinen Eltern oder sonst jemandem, der ihn kannte, gefahndet. Jahrelang sogar. Zumindest hatte Heather Duncan das behauptet.

Seine Personenbeschreibung mit Foto war an jede Polizeidienststelle und jede sonst in Frage kommende Behörde in ganz Kanada geschickt worden. Das FBI bekam sie und verteilte sie überall in den Vereinigten Staaten. Soweit er wusste, war sie sogar an Interpol gegangen. Aber nichts war dabei herausgekommen. Kein Mensch suchte verzweifelt oder auch nur halbherzig nach diesem Dreijährigen, der sich selbst Walker nannte, kein sehr wahrscheinlicher Name, und erzählte, dass seine Mama weggegangen sei.

Carolyn führte sie in ein langes, schmales Büro, in das ein Konferenztisch, acht Holzstühle und fünf Reihen metal-
lener Aktenschränke gerade so hineinpassten.

»Setzen Sie sich doch«, sagte sie. Sie nahm zwei Aktenmappen, eine neu und dünn, die andere alt, dick und voller Eselsohren. Beide legte sie vor Walker hin und setzte sich ihm gegenüber.

Walker bekam Herzklopfen. Da steht nichts drin, sagte er sich. Er war nur gekommen, um sich zu vergewissern, dass da nichts drinstand.